

# Lektüre der Hände

## Prognostische Strategien: Von der Chiromantie bis zur Graphologie

Thomas Macho

### 1. Handabdrücke

Die Geschichte der Lektüre von Händen beginnt im prähistorischen Dunkel. Auf den Wänden paläolithischer Kulthöhlen in Frankreich und Spanien hat man – neben den großartigen und realistischen Darstellungen zahlloser Tiere – gelegentlich auch Handabdrücke entdeckt. Diese Handabdrücke, wie sie etwa in den Höhlen von Pech-Merle, Gargas, El Castillo, Tibiran, Bayol, La Baume-Latrone, Rocamadour, Bernifal, Font-de-Gaume oder Le Portel gefunden wurden<sup>1</sup> – und neuerdings auch in der erst 1994 entdeckten Grotte Chauvet (im Tal der Ardèche)<sup>2</sup> –, sind entweder Positive, bei denen eine gefärbte Hand auf den Felsen gedrückt wurde, oder Negative: Dabei wurde die gespreizte Hand auf die Wand gelegt, die Farbe um die Finger herum getupft oder mit einem Blasröhrchen verteilt. Manchmal tauchen diese Handabdrücke vereinzelt auf, manchmal in Gruppen: So hat man beispielsweise in Gargas hundertfünfzig rote und schwarze Hände klassifiziert, in El Castillo fünfzig, in Tibiran und Pech-Merle zwölf. Ursprünglich glaubte der Prähistoriker Henri Breuil, es seien beinahe ausschließlich linke Hände abgedrückt worden; später erkannten die Forscher, daß mitunter auch rechte Hände (und zwar mit dem Handrücken) aufgelegt wurden. Die meisten Hände sind so klein, daß man annahm, in der Mehrzahl seien die Hände von Frauen und Kindern abgebildet worden (was zumindest insofern glaubhaft erschien, als in den Höhlen von Niaux, Aldène oder Pech-Merle zahlreiche Kinderfußabdrücke im Lehm Boden erhalten blieben). Rätselhaft wirkten vor allem die Handabdrücke in der Höhle von Gargas: eine beträchtliche Anzahl von Händen schien verstümmelte oder verrenkte Finger aufzuweisen, was zunächst auf archaische Praktiken ritueller Amputation zurückgeführt wurde; erst später wurde – wie so oft in der prähistorischen Forschung – diese dramatische Beobachtung korrigiert: bei genauerer Untersuchung stellte sich nämlich heraus, daß die Finger der mit dem Rücken aufgelegten Hände lediglich nach innen gekrümmt, mitunter sogar nachträglich retuschiert und verkürzt worden waren.

Die Bedeutung der Handabdrücke, der performativen Praktiken ihrer Erzeugung, ist unklar. Standen sie in Zusammenhang mit jenen abstrakten Symbolen, Strichen oder Spiralen, die André Leroi-Gourhan als Geschlechterzeichen klassifizieren wollte? Wurden sie angefertigt im Zuge von

---

<sup>1</sup> Vgl. André Leroi-Gourhan: *Prähistorische Kunst*. Die Ursprünge der Kunst in Europa. Übersetzt von Wilfried Seipel. Freiburg/Basel/Wien: Herder <sup>5</sup>1982. Seite 12 und 182 f.

<sup>2</sup> Vgl. Jean-Marie Chauvet/Éliette Brunel Deschamps/Christian Hillaire: *Grotte Chauvet bei Vallon-Pont-d'Arv*. Altsteinzeitliche Höhlenkunst im Tal der Ardèche. Übersetzt von Kathrin Wüst und herausgegeben von Gerhard Bosinski. Sigmaringen: Jan Thorbecke 1995. Seite 30 f. und 112.

magischen Ritualen zur »Wiedergeburt« von Tieren oder Menschen, wie Max Raphael oder Hans Peter Duerr mutmaßten?<sup>3</sup> Und warum wurden überwiegend linke Hände abgedrückt? Die Differenz zwischen rechter und linker Hand, gleichsam eine elementare Polarität vieler Kulturen (wie der zu früh verstorbene Durkheim-Schüler Robert Hertz gezeigt hat<sup>4</sup>), kann ja nur partiell auf neurologisch-physiologische Funktionsunterschiede zurückgeführt werden. Oder waren diese Handabdrücke erste Zeichen einer Urheberschaft, frühe Signaturen, wie Martin Schaub anzunehmen scheint, wenn er konstatiert: »Die Künstler der vorgeschichtlichen Grotten haben sich selber aus ihren Bildnereien fast gänzlich ausgespart. Aber ihre Hand ist überall: als Gruß, als Erinnerung, als Signatur? [...] Schrieben die Künstler in den Grotten oder signierten sie? Welche Bewandnis hat es mit den »verstümmelten« Händen, die man allenthalben trifft? Jägerschrift, »Priesterschrift? Erinnerung an den Besuch, Botschaft an die Verstorbenen und die Kommenden, Gedenkzeichen, Spuren von Ritualen, magische Kraftzeichen, Grabzeichen? Vieles ist vorgebracht worden, und nichts läßt sich entziffern als die stolze Geste, die »ich« und »hier« sagt. Ich, meine Hand, und hier das Zeugnis.«<sup>5</sup> Aber sprechen diese Hände überhaupt, und sprechen sie gar in erster Person?

## 2. Prothesen der Eigenhändigkeit

Die Geschichte der Zeichen, die in erster Person zu sprechen scheinen, oszilliert zwischen vielgestaltigen Praktiken der Verkörperung und nicht weniger vielgestaltigen Praktiken der Körperdistanzierung und »Körperausschaltung« (wie Dieter Claessens – unter Berufung auf Paul Alsberg – formulierte<sup>6</sup>). Sie kann in technischer Hinsicht als eine Geschichte des »Abdrucks«, der jedem Ausdruck vorausgesetzt bleibt, kommentiert werden; denn entweder werden Teile des Körpers (wie Hände und Finger) oder Artefakte auf einen Zeichenträger (Gips, Ton, Wachs) »abgedrückt«. Die Technik des »Abdrucks« differenziert nicht zwischen Körpern und Artefakten, zwischen Praktiken der Verkörperung und der Verwendung von Objekten, die den Körper erweitern oder »ausschalten«. Jeder Abdruck bedarf zwar »eines Trägers oder materiellen Substrats, einer Geste, die ihn hervorbringt (in der Regel eine Geste des Drucks, zumindest der Berührung), und eines mechanischen Resultats, nämlich einer – vertieften oder reliefartig hervorstehenden – Mar-

---

<sup>3</sup> Vgl. Max Raphael: *Wiedergeburtsmagie in der Altsteinzeit*. Zur Geschichte der Religion und religiöser Symbole. Frankfurt am Main: Fischer 1979; Hans Peter Duerr: *Sedna oder Die Liebe zum Leben*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1984.

<sup>4</sup> Vgl. Robert Hertz: *Die Vorherrschaft der rechten Hand*. Eine Studie über religiöse Polarität. Übersetzt von Hubert Knoblauch. In: *Das Sakrale, die Sünde und der Tod*. Religions-, kultur- und sozioanthropologische Untersuchungen. Herausgegeben von Stephan Moebius und Christian Papilloud. Konstanz: UVK 2007. Seite 181–217.

<sup>5</sup> Martin Schaub: *Hand und Kopf*. In: *Du*. Die Zeitschrift der Kultur. Heft Nr. 8 vom August 1996 zum Thema: Am Anfang war die Kunst. Die ersten Schritte des Menschen. Zürich 1996. Seite 84 f.

<sup>6</sup> Vgl. Dieter Claessens: *Das Konkrete und das Abstrakte*. Soziologische Skizzen zur Anthropologie. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1980. Seite 62-66. Vgl. auch Paul Alsberg: *Das Menschheitsrätsel*. Versuch einer prinzipiellen Lösung. Dresden: Sibyllen-Verlag 1922.

*kerung.*<sup>7</sup> Aber dieses Dispositiv ist an keine spezifischen Objekte gebunden. Zumeist soll das Dispositiv des Abdrucks eine Markierung generieren, die auf einen Urheber verweist – ein Zeichen, das nicht mit einer ungewollt erzeugten Spur verwechselt, sondern geradezu als eine bestimmte, individuelle Signatur entziffert und gelesen werden kann. Während wir sonst darauf achten, keine »verräterischen« Spuren zu hinterlassen, sollen diese Abdrücke von vornherein verraten und anzeigen, wer sie gesetzt hat.

Vielleicht war es diese strategische Intention, die das Körperzeichen diskreditiert hat. Der Spur eines Körpers, einer Hand, eines Fingers oder eines Fußes, läßt sich nämlich nicht leicht ansehen, ob sie zufällig oder geplant entstanden ist; wer weiß, ob nicht schon darum die paläolithischen Handabdrücke nachträglich »retuschiert« werden mußten. Die Geschichte der Schrift kann folgerichtig auch als Geschichte der Instrumente erzählt werden, die für Abdrücke benötigt wurden: Keile, Stifte, Pinsel, Gänsefedern. Schriftzeichen und Signaturen wurden bereits ab dem vierten vorchristlichen Jahrtausend mit Hilfe von Siegeln und Stempeln auf Tontafeln oder Gefäße geprägt. Zunächst waren es geschnitzte Knochen oder Steine, deren Abdrücke im Ton spezifische Muster, Verzierungen oder Markierungen hinterließen, später erst Metalle oder Edelsteine. Die Siegel konnten ganz individuelle, unverwechselbare Spuren erzeugen; sofern sie als Zeichen für eine Person fungierten, wurden sie oft wie Schmuckstücke am Körper getragen: stabile und verlässliche Elemente eines Körpers, dessen organische Teile nur flüchtige und vieldeutige Spuren produzieren konnten. So wurden im alten Orient die Rollsiegel – kleine Zylinderwalzen mit Bildern oder keilschriftlichen Zeichen – gern als Armreife getragen; in der griechisch-römischen Antike verbreiteten sich Siegelringe, Prothesen der Eigenhändigkeit, mit dem Abbild des Besitzers. Wir selbst tragen übrigens bis heute unsere bevorzugten Schreibgeräte körpernah in Brust- und Handtaschen mit uns herum.

### **3. Gezeugtes Zeigen**

Während die Idee des Abdrucks – sei es von Händen, Fingern, Siegeln oder Stempeln – auf die Zurechenbarkeit von Vergangenen verweist, richtet sich die Idee der Lesbarkeit von Händen und Fingern auf die Zukunft: als sei die Erscheinung der Hand, mit ihren feinen Linien, Spiralen und Kurven, ihrerseits ein Abdruck, eine Signatur, die auf ein Gezeugtes – als bereits Gezeigtes – verweist. Das Zeigende invertiert sich, indem es auf sich selbst zeigt: nicht nur durch die Krümmung der Finger (wie auf den paläolithischen Höhlenwänden), sondern durch seine eigene Gestalt und Form. Zeigen ist ja eine Kulturtechnik; und Kulturtechniken sind Techniken, mit deren Hilfe symbolische Arbeiten verrichtet werden. Jede Kultur basiert auf zahlreichen Techniken, die

---

<sup>7</sup> Georges Didi-Huberman: *Ähnlichkeit und Berührung*. Archäologie, Anachronismus und Modernität des Abdrucks. Übersetzt von Christoph Hollender. Köln: DuMont 1999. Seite 14.

ihrem Überleben dienen, etwa den Techniken der Feuernutzung, der Jagd, der Ernährung und Küche, des Ackerbaus, der Ökonomie oder der sozialen Organisation. Doch entsteht eine Kultur nicht allein aus diesen vielfältigen Techniken, sondern vielmehr erst aus ihrer symbolischen Arbeit. Diese symbolische Arbeit verleiht allen genannten Tätigkeiten ihren spezifischen Sinn, sie ordnet gleichsam die Welt und ermöglicht es den Kulturen, Begriffe von sich selbst zu entwickeln. Symbolische Arbeiten bedürfen eigener Techniken: der Kulturtechniken des Sprechens und Verstehens, Zeigens, Abbildens und Darstellens, Rechnens und Messens, Schreibens und Lesens, Singens und Musizierens. Und während die Frage nach der ältesten, der ursprünglichen Kulturtechnik – Sprechen oder Bilden, Zählen, Rechnen oder Singen? – nicht entschieden werden kann, läßt sich doch rasch demonstrieren, wie die Kulturtechniken nicht nur jeweils auf sich selbst, sondern auch auf andere Kulturtechniken referieren.

Kulturtechniken unterscheiden sich von allen anderen Techniken durch ihren potentiellen Selbstbezug, durch eine Pragmatik der Rekursion. Von Anfang an kann man vom Sprechen sprechen, das Kommunizieren kommunizieren. Man kann Bilder malen, in denen Bilder – oder Maler – erscheinen; im Film werden Filme gezeigt. Man kann nur rechnen oder messen, indem man auf Rechnen und Messen Bezug nimmt. Und natürlich kann man vom Schreiben schreiben, vom Singen singen und vom Lesen lesen. Und man kann das Zeigen zeigen. Dagegen ist es unmöglich, das Feuermachen im Feuermachen, das Pflügen im Pflügen, das Kochen im Kochen, das Jagen im Jagen zu thematisieren. Wir können uns zwar über Kochrezepte oder Jagdmethoden unterhalten, ein Feuer malerisch oder theatralisch darstellen, ein neues Bauwerk entwerfen; aber genau dann bedienen wir uns ja der Techniken symbolischer Arbeit – und machen gerade kein Feuer, jagen, kochen oder bauen nicht. Kulturtechniken sind – nach einem bekannten Ausdruck der Systemtheorie – *second order techniques*.

#### **4. Lektüre des Künftigen**

Die Frage, der Focus, dieser *second order techniques* lag vielleicht häufiger in der Zukunft als in der Vergangenheit. Denn ganz im Gegensatz zu den Evidenzen, die durch Theorien des kulturellen Gedächtnisses erzeugt werden, haben sich die meisten Kulturen nicht nur durch ihre Techniken der Erinnerungsverwaltung oder der Bildung bleibender Erbschaften voneinander unterschieden, sondern stets auch durch ihren Umgang mit der Zukunft: durch ihre Techniken der Voraussage, der Planung, der Prognostik. Nicht allein der Blick in die Vergangenheit wurde gepflegt, sondern auch der Blick nach vorn, in die Zukunft. Denn die Vergangenheit ließ sich ohnehin nicht mehr ändern, ganz im Gegensatz zur Zukunft. Darum bereisten Schamanen die jenseitigen Schattenreiche, um ihren kranken oder gefährdeten Stammesgenossen im Diesseits helfen zu können; und nicht wenige Herrscher huldigten – wie König Saul bei seinem Besuch der Totenbeschwörerin

von *En-Dor* – der Nekromantie. Daran hat sich bis heute wenig geändert. Unauffällig absolvieren wir nekromantische Rituale, etwa bei der Lektüre von Texten oder bei der Betrachtung von Bildern; oft konsultieren wir längst verstorbene Autoren, um insgeheim unsere aktuellen Fragen nach bevorstehenden Entscheidungen, nach der Zukunft vorzutragen. Bücher bilden unsere heutigen Orakel; doch in der mehrtausendjährigen Geschichte des Orakels wurde eine Vielzahl von Dingen gedeutet: die Eingeweide von Opfertieren, verschiedene Mißbildungen bei Pflanzen, Tieren oder Menschen, die Konstellationen der Gestirne und Planeten am Himmel, der Zug von Vögeln oder Fischen, die Träume und Visionen, die Lose, Stäbe, Steine, Wolken, Wasser, Feuer- oder Knochenreste.<sup>8</sup>

Assyrisch-babylonische Tontäfelchen aus dem dritten vorchristlichen Jahrtausend berichten bereits von solchen Deutungstechniken: etwa von der Lekantomantie, der Interpretation jener vielfältigen Formen, die ein Tropfen Öl auf der Oberfläche eines mit Wasser gefüllten Gefäßes erzeugen kann, von der Beobachtung der Sterne, sowie vor allem vom anatomisch geschulten Studium der Leber eines zu prophetischen Zwecken geopfertem Tiers. Gesucht und verzeichnet wurden die Korrespondenzen zwischen Mikro- und Makrokosmos, Spuren des Auffälligen und Einzigartigen, Maße, Proportionen, Analogien und Positionen. Besondere Aufmerksamkeit wurde den »Fingern« der Opferleber geschenkt; wie in der Medizin wurden Symptome zu Diagnosen, und Diagnosen zu Prognosen verdichtet. Die vielgestaltigen Konsultationstechniken verlangten eine bemerkenswerte Präzision. Die Ergebnisse mußten ausgewertet und festgehalten werden; und nicht selten führte ein Irrtum zu grausamer Strafe. Nach Herodots Bericht wurden die gescheiterten Wahrsager der Skythen, die mit Weidenruten zu operieren pflegten, auf Ochsenkarren geschnallt und mit ihren Reisigbündeln bei lebendigem Leibe verbrannt.<sup>9</sup>

## 5. Strategien der Mantik

Gewiß verfolgte die Mantik ganz unterschiedliche Strategien.<sup>10</sup> Während mehrerer Jahrtausende haben die agrarischen Hochkulturen verschiedene Formen entwickelt und erprobt, sich zum Künftigen zu verhalten. Sie waren stets bedrohte Kulturen; Hunger, Kriege, Seuchen oder Naturkatastrophen gefährdeten nicht nur die Individuen, sondern auch das Überleben der Gemeinschaft. Die Grundfrage aller mantischen Anstrengungen lautete folglich: Wer oder was schützt uns vor dem drohenden Zusammenbruch, nicht erst in ferner Zukunft, sondern morgen, in der

---

<sup>8</sup> Vgl. Axel Langer/Albert Lutz (Hrsg.): *Orakel. Der Blick in die Zukunft*. Ausstellungskatalog, Zürich: Rietberg-Museum 1999.

<sup>9</sup> Vgl. Herodot: *Historien IV*, 68–69. Übersetzt von August Horneffer. Stuttgart: Alfred Kröner 1971. Seite 276 f.

<sup>10</sup> Vgl. Wolfram Hogrebe: *Metaphysik und Mantik*. Die Deutungsnatur des Menschen [Système orphique de l'énal]. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1992.

kommenden Woche oder im nächsten Jahr?<sup>11</sup> Eine Antwort auf diese Grundfrage wurde zunächst delegiert. In den Haltungen und Praktiken des Wartens, Hoffens und Wünschens, der Gebete oder Opferrituale, übertrugen die meisten Kulturen die allgemeine Verantwortung und Zuständigkeit für die Zukunft auf Götter, Sterne, Könige oder Priester. Die Planungen, Entwürfe, Konstruktionen oder Voraussagen wurden somit als elitäre Praktiken eines Herrschaftswissens betrachtet, das gar nicht geteilt oder gelehrt werden sollte.

Orakel erschlossen die Zukunft als Entscheidung. Häufig operierten sie daher mit einer einzigen Alternative – Ja oder Nein. Noch die Pythia von Delphi soll ursprünglich die Antwort auf eine Frage aus einer Opferschale mit schwarzen und weißen Bohnen gleichsam »gezogen« haben; erst später gab sie differenzierte Auskünfte, die den Horizont einer bloßen Entscheidung überschritten. In manchen Texten vollzog sie damit den historisch bedeutsamen Übergang vom Orakel zur Prophezeiung. Denn Prophezeiungen beziehen sich nicht nur auf eine Entscheidung; sie erschließen die Zukunft als Prozeß, als eine Heils- oder Unheilsgeschichte. Die ältesten Prophezeiungen entsprangen vermutlich den Träumen. So träumte bekanntlich der ägyptische Pharaon von sieben fetten und sieben mageren Kühen, von sieben prallen und sieben dünnen Ähren. Erst der Hebräer Joseph konnte die Träume deuten: als Vorhersage von sieben fruchtbaren Jahren und sieben Hungerjahren. Um zu verhindern, daß die sieben mageren Kühe (Ähren) ihre sieben fetten Vorgängerinnen verschlangen, konzipierte er ein System der Rationierung und Vorratswirtschaft. Joseph eröffnete dem Pharaon einen Planungshorizont von vierzehn Jahren.

Diese Zeitspanne – sie entspricht immerhin dreieinhalb Legislaturperioden in der gegenwärtigen Politik – sollte nicht unterschätzt werden; dennoch wurde sie von späteren Prophezeiungen weit übertroffen. Allerdings wurde diese Steigerung der zeitlichen Reichweite von Prophezeiungen oft teuer erkaufte: Sobald die Jahrtausende ins Spiel kamen, ging es meist nicht mehr um Planung und Ökonomie, sondern um das Ende aller Pläne am Jüngsten Tag. Schon im alten Israel konvertierte die Prophetie häufig zur Apokalyptik, so etwa im Buch Daniel. Die berühmte und vielkommentierte Vision von den vier Tieren, die einander folgen, danach auch die Vision vom Ziegenbock mit den vier Hörnern, der den Widder zertritt und so lange wächst, bis er zu den Sternen reicht (*Daniel* 7–8) wurde seit dem frühen Mittelalter als Prophezeiung der historischen Sukzession von vier Großreichen gelesen, die erst durch den Weltuntergang zu ihrem Ende kommen sollte: Nach Babylon triumphierten die Perser, danach das Alexanderreich und schließlich – als viertes und letztes Reich – das Imperium Romanum, das von den deutschen Kaisern als »Heiliges Römisches Reich« – *per translationem imperii* – bis 1806 fortgeführt wurde.

---

<sup>11</sup> Vgl. Christoph Auffarth: *Der drohende Untergang. »Schöpfung« in Mythos und Ritual im Alten Orient und in Griechenland.* Berlin/New York: Walter de Gruyter 1991. Seite 3.

## 6. Von der Astrologie zur Graphologie

Mit Hilfe der Astrologie konnten Epochen konstruiert, aber auch individuelle Lebensschicksale gedeutet werden. Schon von den Babyloniern wird berichtet, daß sie eine differenzierte astrologische Geburtstagssemantik betrieben hätten. In einem der ältesten Horoskope heißt es etwa: »In der Nacht des 14. im Monat [...] wurde Schuma-USchar ein Sohn geboren, zu dieser Zeit stand der Mond unter dem »Horn« des Skorpions, Jupiter in Fische, Venus in Stier, Saturn in Krebs und Mars in Zwillinge, außerdem war Merkur nicht sichtbar.« Das knappe Resümee dieses Horoskops lautete: »Das ist gut für dich.«<sup>12</sup> In hellenistischer Zeit wurden Horoskope auch in Ägypten so populär, daß sie mitunter in Grabinschriften auftauchten. Die Vermutung einer geheimnisvollen Beziehung zwischen Zahlen, Sternen und Existenzen erschloß manche Wege in die Zukunft; Herodot berichtete im zweiten Buch der »Historien«, die Ägypter hätten herausgefunden, »welcher Monat und Tag den einzelnen Göttern heilig ist und welche Schicksale, welches Ende und welchen Charakter die an diesem oder jenem Tage Geborenen haben werden.«<sup>13</sup> So geben die entdeckten Kalender Auskunft über befürchtete oder erwünschte Lebensperspektiven: Wer beispielsweise am 9. Phaophi (Oktober) geboren wurde, durfte auf ein hohes Alter hoffen; wer dagegen zu einem Geburtstag am 23. Phaophi verurteilt war, mußte damit rechnen, von einem Krokodil gefressen zu werden. Der 14. Tag des Athyr (November) galt als Vorzeichen drohender Ermordung, der 23. Tag desselben Monats disponierte zum Tod bei einem Schiffbruch.

Schon im alten Indien war die Verbindung zwischen Astrologie und Chiromantie – der Handlesekunst – sehr eng. In seiner Untersuchung »De historia animalium« schrieb Aristoteles: »Die Hand hat Fläche und fünf Finger. [...] Das Innere der Hand ist die Handfläche, fleischig und von Linien durchzogen, bei den Langlebigen von einer oder zwei durchgehenden, bei den Kurzlebigen von zweien, die nicht ganz durchgehen.«<sup>14</sup> Auf der Hand erscheint eine Schrift, gleichsam ein Menetekel der Weissagung; was zeigt, zeigt auch auf sich. »Die Chiromantie war im antiken Griechenland und Rom ein wichtiger Bestandteil des sozialen Sittenkodexes. [...] In der Chiromantie wurden die verschiedenen Teile der Hand mit dem griechischen bzw. römischen Pantheon in Verbindung gebracht: Aphrodite (Venus) mit dem Daumen und dem Daumenballen, Zeus (Jupiter) mit dem Zeigefinger, Saturn mit dem langen Mittelfinger, Apollo mit dem Ringfinger, Hermes (Merkur) mit dem kleinen Finger. Diese Verknüpfungen haben sich bis heute behaupten können.«<sup>15</sup>

---

<sup>12</sup>Zitiert nach: Lars Steen Larsen/Erik Michael/Per Kjærgaard Rasmussen: *Astrologie*. Von Babylon bis zur Urknall-Theorie. Übersetzt von Ursula Strauß. Wien/Köln/Weimar: Böhlau 2000. Seite 41.

<sup>13</sup>Herodot: *Historien II*, 82. A.a.O. Seite 133.

<sup>14</sup>Aristoteles: *Tierkunde I*, 15. Herausgegeben und übersetzt von Paul Gohlke. Paderborn: Schöningh 1957. Seite 68.

<sup>15</sup>Albert S. Lyons: *Der Blick in die Zukunft*. Das große Buch vom Wahrsagen. Übersetzt von Beate Felten, Klaus Timmermann und Ulrike Wasel. Köln: DuMont 2004. Seite 248.

Umgekehrt können Hände auch eine Schrift produzieren, die ihrerseits als die Spur eines Individuums, als Zeichen eines Charakters, gelesen werden kann. 1622 publizierte der italienische Arzt und Professor der Medizin, Camillo Baldi, an der Universität Bologna einen ersten Traktat über die Deutung von Handschriften, und zwar unter dem Titel »Come da una lettera missiva si conoscano la natura e qualità dello scrittore«.<sup>16</sup> Diese ersten Anfänge der Graphologie wurden freilich erst später weiterentwickelt; zunächst mündete die Charakterkunde – eine Art Protopsychologie – in die Physiognomik, das Studium der Gesichter. Zwar kommentierte Johann Caspar Lavater im dritten Band seiner »Physiognomischen Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe« (von 1777) fünf Tafeln mit Handschriftenproben; doch blieb er skeptisch hinsichtlich der Deutungsmöglichkeiten von Handschriften. Erst einmal mußten die europäischen Bevölkerungen umfassend alphabetisiert werden, bevor die Handschrift mit der Innerlichkeit des Subjekts assoziiert werden konnte. In seiner »Phänomenologie des Geistes« verglich Hegel die Handschrift mit der Stimme: »Die *einfachen Züge der Hand* also, ebenso *Klang* und *Umfang der Stimme* als die individuelle Bestimmtheit der *Sprache*, – auch dieselbe wieder, wie sie durch die Hand eine festere Existenz als durch die Stimme bekommt, die *Schrift*, und zwar in ihrer Besonderheit als *Handschrift* – alles dies ist Ausdruck des Innern«.<sup>17</sup>

Die vielgestaltigen Formen des Abdrucks (und Ausdrucks) dieses »Innern« mußten allerdings erst registriert und dechiffriert werden. Ein Jahr vor Veröffentlichung der »Phänomenologie des Geistes« hatte der Pariser Arzt und Professor der Medizin, Moreau de la Sarthe, eine Übersetzung der »Physiognomischen Fragmente« Lavaters publiziert; seine Weiterentwicklung der Ideen Lavaters beeinflusste vor allem eine Reihe französischer Kleriker, die sich danach mit Handschriftendeutung beschäftigten. Exakt hundert Jahre nach Lavaters erstem Band der »Fragmente« erschien schließlich 1875 das »Systeme de Graphologie«, verfaßt von dem Abbé Jean-Hippolyte Michon; 1878 ließ der Abbé diesem Werk, das erstmals den Begriff der »Graphologie« benutzte, eine »Methode de Graphologie« folgen. Michons System basierte auf einer semiotischen Relationierung graphologischer Zeichen – der »signes fixes« handschriftlicher Eigenarten – mit charakterlichen Dispositionen. Die Schriften aus der Schule Michons – beispielsweise der »Traité pratique de Graphologie« des Uhrmachersohns Jules Crépieux-Jamin (1885) – wurden rasch in die deutsche Sprache übersetzt; 1896 kam es zur Gründung der »Deutschen Graphologischen Gesellschaft« durch Ludwig Klages, Laura von Albertini und Hans Heinrich Busse. Zwischen 1900 und 1908 gab diese Gesellschaft die »Graphologischen Monatshefte« heraus; 1917 publizierte Klages die Abhandlung »Handschrift und Charakter«. Kaum ein Werk des deutschen Philosophen und

---

<sup>16</sup>Vgl. Camillo Baldi: *Come da una lettera missiva si conoscano la natura e qualità dello scrittore*. Herausgegeben von Laura Antonucci. Pordenone: Studio Tesi 1992.

<sup>17</sup>Georg Wilhelm Friedrich Hegel: *Phänomenologie des Geistes*. Theorie-Werkausgabe Band III. Herausgegeben von Eva Moldenhauer und Karl Markus Michel. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1970. Seite 238.

Psychologen ist seither so populär geblieben: bis heute ist der »gemeinverständliche Abriß der graphologischen Technik« – inzwischen in der 29. Auflage (1989), mit zahlreichen Beispielen und Handschriftenproben – lieferbar.

## 7. Fingerprints

Zu einer »big science« ist die Graphologie niemals aufgestiegen. Als Hilfswissenschaft der Psychologie besetzt sie gegenwärtig eine kleine Nische in der Ratgeberliteratur; selbst Personalberatungsbüros in der Privatwirtschaft verzichten heute weitgehend auf handschriftliche Lebensläufe (und deren graphologische Begutachtung). Vor Gericht spielt die Graphologie nur insofern eine Rolle, als sie die Frage nach der Authentizität oder Fälschung handschriftlicher Texte (besonders von Unterschriften) beurteilen kann; charakterologische Schlußfolgerungen über den Schreiber (und seine Zukunft) sind für die Justiz dabei irrelevant. Die technischen Revolutionen des Computer-Zeitalters haben ohnehin dazu geführt, daß kaum jemand mehr seine persönliche Handschrift übt und kultiviert – womit sich endgültig realisiert hat, was Georg Simmel in seiner »Philosophie des Geldes« (von 1900) zur Schreibmaschine bemerkte: Das »Schreiben, ein äußerlich-sachliches Tun, das doch in jedem Fall eine charakteristisch-individuelle Form trägt«, werde von den Schreibmaschinen »zugunsten mechanischer Gleichförmigkeit« konterkariert. »Damit ist aber nach der anderen Seite hin das Doppelte erreicht: einmal wirkt nun das Geschriebene seinem reinen Inhalte nach, ohne aus seiner Anschaulichkeit Unterstützung oder Störung zu ziehen, und dann entfällt der Verrat des Persönlichsten, den die Handschrift so oft begeht, und zwar vermöge der äußerlichsten und gleichgültigsten Mitteilungen nicht weniger als bei den intimsten.«<sup>18</sup> Die Durchsetzung und strategische Rationalisierung des elektronischen Schriftverkehrs hat das Handschriftliche inzwischen radikaler verdrängt, als Simmel ahnen konnte; eben darum wurden die kostbaren Spuren des »Persönlichsten« auch zu Antiquitäten und Raritäten aufgewertet, die von Sammlern – bei Auktionen von Autographen – ersteigert, und von Fans oft hysterisch begehrt werden. Die Autogramme der Stars können durch keine Computerdateien oder E-Mails aufgewogen werden.

Die Körperzeichen der Eigenhändigkeit werden seit einigen Jahren durch einen neuen Typ von Siegeln und Stempeln ersetzt: durch digitale Signaturen. Mit PIN-Codes und Transaktionsnummern werden Geldgeschäfte getätigt und autorisiert; mit Hilfe von Zahlencodes kann beinahe alles bestellt, gekauft und wieder verkauft werden. In Zahlenreihen werden Bankverbindungen, Versicherungen, Zugehörigkeiten (Personalnummern), Telefonanschlüsse und Identitäten ausgedrückt; Zahlen haben die Namen längst in den Hintergrund gedrängt. Die digitalen Signaturen

---

<sup>18</sup>Georg Simmel: *Philosophie des Geldes*. Gesamtausgabe Band VI. Herausgegeben von David P. Frisby und Klaus Christian Köhnke. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1989. Seite 652 f.

entwickelten sich aus der (militärischen) Kryptologie; eingeführt wurden sie zu Beginn der Achtzigerjahre. Seit wenigen Jahren werden sie aber durch jene *Fingerprints* ergänzt, die Francis Galton einst energisch (und erfolgreich) propagiert hatte.<sup>19</sup> An Stelle der Handschriften und Signaturen, aber auch hinter allen Codes und Zahlengruppen, haben sich die Schriften auf der Hand – diese identifizierenden Linien der Fingerkuppen – längst wieder rehabilitiert.

---

<sup>19</sup>Vgl. Francis Galton: *Fingerprints*. New York: Da Capo Press 1965 [Reprint der Ausgabe London 1892].